

In der Vergangenheit konnte man in England durch Schriftstellerei reich werden. Der melancholische Thomas Hardy hinterließ über 91 000 £, als er 1928 starb; das waren damals fast zwei Millionen Mark. Das Erbe des kriminalistisch-phantasievollen G. K. Chesterton, der vor 15 Jahren starb, belief sich auf mehr als 28 000 £, etwa 400 000 DM zu jener Zeit.

Sir James Barrie, erfolgreich als Romanschriftsteller und Bühnenautor, hinterließ ein Jahr später 173 000 £ oder 2,4 Millionen Mark. Die Testamentsvollstrecker von H. G. Wells, der 1946 starb, fanden vor Abzug der Steuer fast 60 000 £ vor, was nach dem heutigen Kurs 700 000 DM wären.

G. B. Shaw hat es sogar verstanden, über 350 000 £ (über 4 Millionen DM) zu hinterlassen, für einen Schriftsteller eine fast unvorstellbare Summe. Aber der Grundstock zu seinem Vermögen wurde in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg gelegt, und überdies ist Shaw eine literarische Ausnahmeerscheinung.

Heutzutage kann man in England durch Schriftstellerei wohlhabend, kaum mehr reich werden. Zu den Ausnahmen gehört ein populärer Autor wie Priestley. Die erste Auflage seines neuen Festival-Romans „Festival in Farbridge“ bringt ihm, vor Steuerabzug, zumindest 20 000 £ oder fast eine Viertelmillion DM ein. Gute Einnahmen haben auch Kriminalschriftsteller wie Agatha Christie und Peter Cheyney, außerdem die Autoren einiger Serien beliebter Kinderbücher.

Solchen Großverdienern zwackt dann aber die Steuer über die Hälfte ab. Man macht sich — so stöhnt der Humorist A. P. Herbert — wegen der ungeheuerlichen Steuerforderungen solche Sorgen, „daß die Möglichkeit des Bankrotts oder einer Venenentzündung wirklich einladend erscheint“.

Unter solchen Umständen brachte die Absicht der Verleger, die Tantiemen herunterzuhandeln, die Schriftsteller in Zorn. Wenn die Herstellungskosten gestiegen seien, so sei das noch kein Grund, dem Urproduzenten weniger zu geben.

Die Verleger weisen darauf hin, daß bei Beibehaltung der bisherigen Sätze der Barertrag der Tantieme pro Exemplar steigt, wenn die Ladenpreise klettern. Die Autoren finden das nur in der Ordnung, denn: Unsere Lebenshaltungskosten sind ja auch gestiegen.

Die Frage bleibt, ob sie nicht ein Sinken des Ertrags riskieren, wenn durch Ansteigen der Preise die Auflagen zurückgehen. Sie glauben aber nicht, daß dieses Problem durch Herabsetzung der Tantiemen um zweieinhalb Prozent gelöst wird. Zweieinhalb Prozent selbst von einem Pfund — ein hoher Buchpreis in England — sind erst sechs pence, und sechs pence sind bei einem teuren Buch unerheblich.

Die Autoren stehen außerdem den Klagen der Verleger etwas skeptisch gegenüber. Sie haben sich die Bilanzen einiger führender Verlags-Häuser besorgt und für das letzte vorliegende Berichtsjahr folgende Gewinne festgestellt:

	1949-	1938
Collins	£ 215 221	£ 42 147
Heinemann	£ 52 192	£ 14 337
Hutchinson (1948)	£ 70 369	£ 10 694
Methuen	£ 25 386	£ 11 639

Im vergangenen Jahr wurden in England 17 072 Bücher veröffentlicht, darunter 3697 Romane und Novellen-Bände. Ein gutes Drittel entfiel auf Neuausgaben früher erschiener Werke.

Stanley Phillips, gleichzeitig Schriftsteller und Verleger, schreibt über diese Unzahl: „Wenn der Inhalt eines Buches etwas wert ist, wird das Publikum einen anständigen Preis dafür zahlen. Aber ein großer Teil der Bücher, die heute verlegt werden, ist nicht einmal den jetzigen Preis wert.“

## PRESSE

### KARIKATUR

#### So lacht das Krokodil

Wo sonst die Spötter sitzen, hocken jetzt in der Ostzone die tierisch-ernsten Klemmpner des positiven Humors.

Der positive Humor ist eine Erfindung des SED-Kunstideologen Wilhelm Girnus. Er glückt aus der Tiefe seines stattlichen Leibes, den im Sommer eine kurze weiße Leinenhose schnürt, wenn er über den ersten Produkten der anbefohlenen Witz-Linie brüht. Das sind schale Witzchen wie der von dem etwas rückständigen Volkslehrer und Paulchen, dem gewitzten Aktivisten-Sohn. Lehrer: „Paulchen, sparen schreibt man aber mit kleinem ‚s‘“. Paulchen: „Nee, Herr Lehrer, in Vater sein'm Betrieb wird sparen immer groß geschrieben.“

Oder Karikaturen wie die in der anspruchsvoll sein sollenden Intellektuellen-Zeitung des ostzonalen Kulturbundes „Sonntag“: Eine Westberlinerin bringt ihren Mann zum Arzt. Der hat die Maulsperre. Unterschrift: „Mein Mann war zum erstenmal in Ostberlin und hat die Vorbereitungen zu den Weltfestspielen angesehen. Und jetzt bekommt er vor Staunen den Mund nicht mehr zu.“

Es ist schon ein fader Witz mit dem staatlich gelenkten Witz. Zeichner und Satiriker sollen nach einer Anweisung der Kulturabteilung des SED-Zentralsekretariats „nicht mehr witzelnd am Rand des Zeitgeschehens sitzen, sondern ihren Witz aktivieren und ihn zielbewußt zu einer politischen Kraft machen, die in die Gestaltung unseres Lebens eingreift, die zur Entlarvung der Kriegstreiber beiträgt und die den Kampf um den Frieden führen hilft.“

Lachen links bedeutet heute nicht mehr in erster Linie Gesellschaftskritik, sondern „positive Herausstellung der Erfolge der Sowjetunion, besonders der sowjetischen Wissenschaftler, der Leistungen des Fünf-Jahres-Planes, unserer Freundschaft mit den Volksdemokratien und unbarmherziger Kampf gegen Schädlinge, den aggressiven USA-Imperialismus und seine deutschen Lakaien“.

Alle Arbeiten, die sich nicht auf diesen Leisten schlagen lassen, werden als „formalistisch“ abgelehnt. „Die Formung des Unwahren ist genau so formalistisch wie



Glossen über irgendwen  
Karikaturist Carl Sturtzkopf

die Formung um der Form willen, die ebenfalls vom Unrealen ausgeht“, sagt Kultur-Girnus dunkel. Unwahr ist für ihn alles, was nicht einwandfrei in den Streifen der sowjetisch-dirigierten Zweckpropaganda paßt.

Große Köpfer, wie der spröde Pommer George Grosz, Berlins berühmtester Zeichner der Weimarer Zeit, werden als formalistisch abgelehnt. Grosz vor allem, seit der Leipziger Literaturhistoriker Prof. Wieland-Herzfelde zu seiner eigenen Rehabilitierung nach Rückkehr aus der West-Emigration verbreitete, Grosz habe mal drüben in USA im Boheme-Kreis nach Mitternacht gesagt: „Mir schmeckt Rumpsteak auch von den goldenen Tellern des Kapitalismus. Seit ich in Amerika bin, habe ich alle meine Werte verloren.“

Tatsächlich ist Grosz, heute 59, in New York ziemlich banal geworden. Von dem alten Grosz aus dem Armenviertel blieb nicht viel übrig. Sein Stift war einmal schärfer, als Menschengen sein können. Er enthüllte Habgier der Geschäftemacher, Lüsternheit und Erwerbstrieb der Dirnen, Müdigkeit und Selbstenttäuschung der Bürger, Brutalität und Stumpfheit der Militärs.

Auch Wilhelm Busch wird abgelehnt. Rundschriften des kulturellen Beirats, Durchlaßventil in Berlin-O für alle Druckgenehmigungen, an alle Verlage: „Es hat keinen Zweck, immer wieder Anträge auf Neuaufgaben von Wilhelm Busch zu stellen. Solche Literaturzeugnisse einer überwundenen Epoche passen nicht mehr in unsere Zeit, da sie die Erziehungstendenzen in der DDR stören.“

Die Erziehung beginnt nun bei den Handwerkern des Gebrauchshumors, den Satirikern und Karikaturisten. Manch einer, der bisher für klotziges Ostmark-Honorar seinen Zeichenpinsel fortschrittlich über volkseigenen Karton schwenkte, muß sich jetzt sagen lassen, daß bei ihm die schwarze Tinte formalistisch kleckst.

Kultur-Girnus grollt sogar über Herbert Sandberg, den früheren Herausgeber des



Zeichnung: „Frischer Wind“



Zeichnungen: „Neue Berliner Illustrierte“, „Frischer Wind“

zum Osten desertierten Nachkriegs-Kladde-radsches „Ulenspiegel“. Als dann der Ulenspiegel eingeschmolzen wurde, bemühte sich Sandberg um einen First-Class-Job bei der SED-Presse. Er bekam gleich eine Kollektiv-Kritik zu hören: „Glaubt Ihr Zeichner nur nicht, daß ein Eisenhower genügend charakteristisch ist, wenn man ihm eine Ami-Mütze auf den Kopf setzt.“

Was charakteristisch ist, sollen die ost-deutschen Karikaturisten von Boris Jefimow und seinem Zeichner-Kollektiv, den „Kukryniksys“, lernen. Das sind die positiven Humoristen des einzigen sowjetischen Witzblattes „Krokodil“. Jefimow schickte Vorlagen nach Berlin, die das einzige noch in der Ostzone zugelassene Witzblatt „Frischer Wind“ pflichtgemäß als Meisterstück sowjetischer Zeichenkunst am 2. April veröffentlichte: einen trübsüchtigen Adenauer als Zahlkellner mit der Rechnung in der Hand: „Marshall-Hilfe, Besatzungskosten, Wiederbewaffnung, Kanonenfutter.“

„Das ‚Krokodil‘ lacht, um zu bessern und zu erziehen. Man kann es einem Kinde und auch einem jungen Mädchen zeigen, ohne Gefahr zu laufen, daß dieses erröten müßte“, preist der Moskauer Girnus, Prof. I. S. Swawitsch, die Sauberkeit der zwerchfellähmenden Produkte der vier Kukryniksys. Frauen und Mädchen werden nur als Aktivistinnen dargestellt, frigid, mit gebauschtem roten Tuch über üppigen Ost-Busen, jeder Zoll Gleichberechtigung, und sei es bei der Arbeit auf dem Bau.

Zeichner wie der sex-appeal-schmissige Viktor Friese, der seit Jahren wegen Dystrophie an seinen Rollstuhl gefesselt, nur langbeinige, schlanke Mädchen in Toiletten- oder Käsekuchenpose zeichnet, können nun bei Ost-Zeitungen nichts mehr absetzen. Als Altkommunist Lex Ende, der vor einigen Monaten während seiner Parteistrafe im Freitaler Eisenwerk sehr schnell in den Tod flüchtete, noch stiller Chefredakteur des „Frischen Wind“ war (verantwortlich zeichnete allerdings wegen des Finanzamtes der witzlose Sauertopf Armin Hauswirth, denn in Hauptfunktion war Lex Ende Chefredakteur des SED-Zentralorgans „Neues Deutschland“), durfte Friese noch erotische Schwüle in den „Frischen Wind“ pusten.

Heute lehnen die Kultur-Ideologen in der Lothringer Straße alles ab, „was die Menschen in unserer Republik von der politischen Zielsetzung ablenkt“. So wie die Sowjets ihren spritzigsten Satiriker, Michail Soschtschenko (Autor von „Schlaf schneller, Genosse“), längst abgelehnt haben — „diesen Soschtschenko mit seinen von Zynismus erfüllten Erzählungen, seinen Schmähschriften über die sowjetische Wirk-

lichkeit. Es hatten sich damals einige Spießbürger in die Redaktionsstuben eingeschlichen, die nun versuchten, in diesem Autor die Spuren eines Talents zu entdecken“ (Prof. I. S. Swawitsch).

Nach dieser Lesart waren unter den Pressezeichnern der Ostblätter viele Spießbürger. Sie fühlten das selbst und machten Schluß. So Erwin Kutz, Hennecke unter den Nachkriegszeichnern Berlins. Hauptjob: Die sowjetamtliche „Tägliche Rundschau“ und fast alle in Berlin erscheinenden Ost-Zeitungen. Daneben Seitensprünge zur Westpresse unter Pseudonym.

Der fleißige Kutz lieferte auf Bestellung innerhalb einer Stunde jede Sorte Adenauer, McCloy, Eisenhower und McArthur, Lieblingsfiguren: die Westberliner SPD-Prominenz Türken-Reuter, „Sozialfaschist“ Neumann und Gewerkschaftsfeldwebel Scharnowski. Die Karikaturen-Konfektion brachte ihm monatlich mehrere tausend Ostmark ein.

Als auch Kutzens robuster Strich „formalistisch“ genannt wurde, blies der Choleraiker den gerade von der SED-Parteihoch-

schule zurückgekommenen „Frischen Wind“-Chef Walter Heynowski mit Stärke 10 an: „Genosse Chefredakteur. Du bist dümmmer von Klein-Machnow zurückgekommen, als Du hingegangen bist.“ Darauf wehte der Ostberliner „Frische Wind“ den stürmischen Kutz über die Sektorengrenze ins Westberliner Lokal „Berliner Luft“, wo er dann dem Wirt die schmissigsten Dekorationen an die Wand zauberte — für Westgeld. Jetzt berichtet Kutz über seine Seelenwandlung in der Westberliner satirischen Zeitschrift „Tarantel“: eine ganze Kutzseite „Wandlung eines Künstlers“.

Andere Zeichner, wie Pinguin alias Gerhard Kurth, vor 1945 Starzeichner des Luftwaffen-„Adler“, haben schon früher ihre Honorarweide in der Ostzone verlassen. Auch namhafte Alt-Karikaturisten wie Barlog, von Möllendorf und Bradtke, arbeiteten zeitweise für Ost, dann für West. Nachzügler aus dem Osten schmälern ihnen auf den westlichen Weideplätzen die Nahrung.

Sagt Altmeister der Pressezeichner Carl Sturtzkopf, heute München-Obermenzing, früher zusammen mit dem emigrierten Walter Trier im Vorstand des Verbandes der Pressezeichner in Berlin: „Vielen Zeichnern steht das Wasser bis zum Hals. Der Papierpreis steigt, die Verleger wollen sparen. Das war vor 1933 anders. Da konnten allein in den Redaktionen der Reichshauptstadt über 100 Leute vom Zeichenstift leben. „Auch damals waren die Zeichner politisch labil. Da wurden oft über alle Parteidogmen der Blätter, für die sie arbeiteten, hinweg Freundschaften geschlossen, so daß zum Beispiel Vicky (früher 12-Uhr-Blatt, Berlin, heute News Chronicle, London) und ich (früher Berliner Nachtausgabe) heute noch Freunde sind, obwohl wir während des Krieges für sehr verschiedene Firmen gearbeitet haben.“

„Böse waren sich nicht einmal Schäfer-Ast (heute Weimar) und der Hauszeichner des ‚Völkischen Beobachters‘, Schweizer-Mjölñir, den Goebbels zum Professor machte. Mjölñir, weiland Reichsbeauftragter für künstlerische Formgebung, deckte Schäfer-Ast kollegial, als er Schwierigkeiten wegen seiner jüdischen Frau bekam.“

Grund für diese Solidarität nach Sturtzkopf: „Die Zeichner haben sich im redaktionellen Alltag jeden politischen Ehrgeiz oder Idealismus abgewöhnt. Hauptsache: So gut zeichnen können, daß ich Erfolg habe, gut bezahlt werde und mit meiner Familie so leben kann, wie es nötig ist, um sich frei bewegen zu können. Wir zeichnen also etwa für jeden, der uns gut bezahlt.“

Damit diese politische Labilität nicht nur seinen deutschen Kollegen angekreidet wird, hat Sturtzkopf auch hier einen Kronzeugen aus der internationalen Karikatu-



risten-Elite parat: „In einer US-Zeitung war während des Krieges ein Dorothy-Thompson-Interview mit dem englischen Zeichner David Low abgedruckt, in dessen Verlauf die Thompson fragte, welcher britischen Partei Low angehöre. Die Antwort des Karikaturisten: Keiner. — Ich bin ein Künstler, sitze am Wegrand und mache meine Glossen über irgendwen.“

Im Osten will man von solchen Routiniers nichts mehr wissen. Sie seien allesamt käuflich und deshalb ungeeignet für den sturen Parteistaat. Nach den Volksredakteuren werden jetzt auch Volkskarikaturisten herangebildet. Bester Nachwuchsstar: Erich Schmitt, begabter Absolvent der Berliner Skid-Schule<sup>\*)</sup> für Zeichner.

Außerdem hat er noch eine angeborene Tugend, die seine Protpektoren hoffen läßt, daß wenigstens er linientreu ist und bleibt: Schmitt hat eine proletarische Großmutter und war vor 45 von Beruf Schlosser, ehe er in Dönitz' Kriegsmarine Hitlers Kuli und nach dem Kriege Zeichner wurde.

## FILM

### KIRCHE

#### Das Geld kommt ja zurück

Sechzigtausend DM sucht Rektor Karl Loven, Leiter der katholischen CI-Film-GmbH. (Confédération Internationale, sprich: Zieh-Film), Düsseldorf, um den besten französischen Film des vergangenen Jahres synchronisieren zu können. „Das Tagebuch eines Landpfarrers“, von Robert Bresson wörtlich nach dem berühmten Roman von Georges Bernanos gedreht, lief bisher erst einmal, beim Filmfestival in Bacharach, über eine deutsche Leinwand.

Wenn nur die Tagebuchtexte eingedeutscht, die Dialoge aber lediglich untertitelt würden, käme Rektor Loven mit 20 000 bis 25 000 DM aus. Aber er hat nicht einmal diese Summe.

Bei seinen ausdauernden Bemühungen um den guten religiösen Film glaubt der Filmkaplan auf das „Tagebuch eines Landpfarrers“ nicht verzichten zu können. Er ist überzeugt, daß schon ein guter Film die kirchlichen Proteste gegen zehn minderwertige Streifen aufwiegt.

„Wir müssen aus der Negation heraus“, ist die Marschparole der katholisch-kirchlichen Hauptstelle für Bild und Film, Köln. Ihr Leiter, Direktor Anton Kochs, weiß, daß die „Sünderin“, „zum größten Teil von uns“ lebt. Nur zögernd hatte er dem Willi-Forst-Film die schlechte Zensur erteilt.

„Wir gehören nicht auf die Straße“, protestiert Karl Loven gegen Demonstrationen und plädiert für eine eigene kirchliche Filmarbeit. Kochs und Loven folgen damit jener Anweisung der Enzyklika „Vigilanti Cura“ von 1936, die sich auf den Film bezieht. Papst Pius XI. sagte an dieser Stelle, daß beides ihm in gleicher Weise am Herzen liege: Kritik am schlechten Film sowohl

<sup>\*)</sup> Die „Einzige deutsche Pressezeichner-Kunstschule“, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 106, steht unter Leitung von A. S. Skid, der als Zeichner des „Silberspiegel“ und als Illustrator von Mark-Twain-Bänden bekannt wurde.

als die Produktion beispielhaft guter Streifen.

Der 36jährige Filmkaplan Loven ist in der Filmbranche kein Neuling. „Gesetz ohne Gnade“, Drehbuch und Hauptdarsteller Karl Loven, ist seit der Berliner Uraufführung im Februar 51 durchaus erfolgreich gelaufen.

Das war die zweite Verfilmung seines Romans „Gipfelkreuz“. Loven schildert darin seine Erlebnisse als Jugendseelsorger zwischen 1933 und 1945 in Deutschland und Oesterreich.

Er bezeichnet seinen Film als eine Warnung vor der Idee des totalitären Staates.



Auch für Tonsurträger erlaubt  
Filmkaplan Karl Loven

Der wird im Film vertreten durch die Gestalt des „Bezirkschefs“, eines fehlgeleiteten Idealisten. Im Kampf mit seinem geistlichen Gegenspieler, dem Kaplan, muß er erfahren, daß es etwas Stärkeres gibt als die Idee der Macht: Gott. Für ihn opfert der Kaplan sein Leben.

Die Priesterrolle hatte zuerst ein Berufsschauspieler darstellen sollen. Aber schon bei der Arbeit am Drehbuch überlegte sich Loven, ob ein anderer sein Leben besser spielen könnte als er, und am Ende übernahm er selbst die Rolle.

Das von Regisseur Dr. Harald Reinl geforderte Make up ließ Kaplan Karl Loven wortlos über sich ergehen, ad majorem Dei gloriam — zur größeren Ehre Gottes. Dezent aufgelegtes Rouge und photogene Haartolle sind nach kanonischem Recht filmenden Tonsurträgern nicht verboten.

Dies war nicht das einzig Gewagte an dem Film. Loven läßt sich als Kaplan auf der Leinwand beispielsweise die Anschwärmerie eines jungen Mädchens gefallen, und als er vor die Wahl Gott oder Leben gestellt wird, zögert er. Aber nur einen Augenblick.

Auch im Vatikan nahm niemand daran Anstoß. Der Filmkaplan war schon während der Dreharbeiten eingeladen worden, mit dem im Film mitwirkenden Jungens aus seiner Innsbrucker Kaplanei nach Rom zu kommen und den Film selbst vorzuführen. Hohe geistliche Würdenträger lobten, und Lovens filmende Pfarrjugend in Tiroler Tracht nahm den Beifall der deutschen Kolonie entgegen.

Den Italienern imponierten vor allem die Ski- und Kletterkünste des Kaplans. Dafür brauchte Loven kein Double, er ist begeisterter Alpinist und hat bis jetzt über hundert Dreitausender bestiegen.

Das Haupt-Hobby des Filmkaplans aber ist natürlich Photographieren. Begeisterter Photoamateur Loven besitzt eine Sammlung von über 10 000 eigenen Photos und Farbaufnahmen.

Was Loven bei der CI-Film verdient, liegt in der Mitte zwischen dem Gehalt eines Kinovorführers und einer Platzanweiserin. Trotz Film-Enzyklika und „Sünderin“-Fiasko hält Deutschlands Katholische Kirche in Sachen Film vorerst noch zurück. Vor allem finanziell.

Trotzdem hat Loven in zwei Jahren sechs CI-Filme zum Verleih gebracht, einschließlich „Gesetz ohne Gnade“. „Heißer Boden auf Feuerland“ handelt von der Ausrottung der Eingeborenen am Rande der Antarktis, ein anderer Streifen heißt attraktiv „Kameraden auf See“.

Die CI-Film-Gesellschaft will keineswegs nur religiöse Filme verleihen. Auch saubere Unterhaltungsfilme und Reprisen guter, politisch neutraler Vorkriegsfilme sind vorgesehen. Daß der Seelsorger gerade in der Großstadt nicht mit der Tür ins Haus fallen darf, weiß Loven aus seinen Innsbrucker Kaplans-Jahren.

Mit dem „Tagebuch eines Landpfarrers“ im Koffer ist der Film-Kaplan bei Westdeutschlands sämtlichen Bischöfen vorstellig geworden, bei einigen wurde er schon im Vorzimmer abgefangen.

Münster und Speyer versprachen 10 000 DM, wenn die anderen mittun. Die anderen aber sagten mit allen Segenswünschen nein. „Die Kirche ist eben keine Bank“, versucht Confrater Kochs zu trösten.

Auch die Parteien bedauerten, einschließlich CDU. Die Ausfallbürgschaft, klärte man den Film-Kaplan in Bonn auf, komme nur für deutsche Filme in Frage, nicht aber für den Verleih ausländischer Streifen. Wenn sie auch noch so gut seien.

Jetzt sind die privaten Mäzene Lovens letzte Hoffnung. „Das Geld kommt ja zurück“, sucht er seinen Optimismus zu übertragen. Seufzt „Scala“-Direktor Hürfeld: „Das möge der liebe Gott geben.“

**Halloo-Wach** GEGEN MÜDIGKEIT  
IN APOTHEKEN • DRUGS • 30 PFG. • AMOL-WERK HAMBURG

**Haarausfall Diplona hilft**

Behalten Sie nach der Morgentoilette **Haare im Kamm!**? So harmlos fängt es an, aber wenn Sie nichts dagegen tun, wird der **Haarausfall schlimmer und schlimmer** und endet mit einer **Glätte!** Behandeln Sie Ihr Haar richtig, waschen Sie es mit **Diplona-Nährshampoo**, pflegen Sie es mit **Diplona-Haar-Nährkur** und **Diplona-Haar-extrakt!** **Diplona** erhält Ihnen Ihr Haar! Besorgen Sie sich noch heute in Ihrer Drogerie, Parfümerie oder Apotheke **Diplona!**